

Gerold Scholz

## **Zum Verhältnis von Sache und Sprache in der Gefahrenzone von maßloser Politisierung und ungebührlicher Ästhetisierung<sup>1</sup>**

### Zusammenfassung

*Der Beitrag diskutiert die Beziehung zwischen Sprache und Politik am Beispiel einer Broschüre der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main aus dem Jahre 2003. Behauptet wird, dass durch eine Analyse des Versuchs der Veränderung von Sprachpraxis Erkenntnisse über Tendenzen politischer Entwicklungen gewonnen werden können. Im konkreten Beispiel geht es um die Entdifferenzierung von Wissenschaft und Politik. Der Gewinn der Sprachanalyse wird darin gesehen, dass sich in der Sprache Machtveränderungen abzeichnen und somit Prozesse erkennbar werden, die noch nicht abgeschlossen sind.*

In einer Diskussionsrunde über die Streichung des Zahnersatzes aus der Krankenversicherung sagte ein Bundestagsabgeordneter der SPD: „Man kann es Abbau nennen oder Umbau. Ich nenne es Umbau.“

Die Frage ist: Kann man etwas so nennen, wie man will? Goggelmoggel sagt dazu:

„Wenn ich ein Wort gebrauche, (...) dann heißt es genau, was ich für richtig halte – nicht mehr und nicht weniger.“

„Es fragt sich nur“, sagte Alice, „ob man Wörter einfach etwas anderes heißen lassen kann.“

„Es fragt sich nur“, sagte Goggelmoggel, „wer der Stärkere ist, weiter nichts.“<sup>2</sup>

Sprache, so kann man Lewis Carroll wohl verstehen, hat etwas mit Macht zu tun.

Nun unterstellt Goggelmoggel, dass jemand Macht hat und dann die Sprache dazu benutzt, Macht auszuüben. Hier wird also zwischen Sprache und Sache getrennt. Welchen Einfluss aber hat die Sprache auf die Etablierung oder Veränderung von Machtverhältnissen? Genauer gefragt: Welche Bedeutung hat die Art und Weise wie etwas benannt wird für die Durchsetzung von Macht?

Im englischen Original wird diese Frage deutlicher. Im Original heißt es:

„The question ist, said Humpty Dumpty, which is to be master – that’s all.“<sup>3</sup>

„Master“ kann sowohl der Sprecher sein, wie das Wort, das er verwendet. Es kann also starke Worte geben und starke Sprecher.

Wie sich beide zueinander verhalten ist eine Frage, der ich nachgehe. Dabei muss ich zwei Einschränkungen machen. Ich beziehe mich nicht auf Redesituationen, berücksichtige also nicht die Bedeutung von Mimik, Gestik, Rhetorik usw., sondern auf Texte und ich berücksichtige auch nicht die Art und Weise der Gestaltung der Texte. Zum Gegenstand der Analyse nehme ich einen zur Zeit beobachtbaren Vorgang der Durchsetzung von Macht in der Universität, am Beispiel der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

---

<sup>1</sup> Ich verdanke den Titel und viele Hinweise Herrn Prof. Dr. A. Häußling.

<sup>2</sup> Carroll 1974, S.88

<sup>3</sup> Carroll 1984, S. 100

Aus einer anderen Perspektive lautet meine Frage, ob man durch eine Textanalyse besser erkennen kann, welcher reale politische Prozess sich gerade abspielt – oder noch anders: trägt die Analyse der Sprache zur Aufklärung über die Verhältnisse bei?

Wenn sich diese Frage positiv beantworten lässt, dann könnte die Textanalyse deshalb für das eigene Handeln von Bedeutung sein, weil man dann an der Sprache erkennen könnte, welche gesellschaftliche Realität sich entwickelt. Man könnte also handeln, bevor es zu spät ist, bevor sich neue Machtverhältnisse etabliert haben, weil sich in der Sprache noch die Auseinandersetzung und nicht das Ergebnis finden lassen müsste.

Das kann eine durchaus dramatische Frage sein. Was wäre, wenn alle den Satz von der „Achse des Bösen“ ernst nehmen würden.

Nun beschäftige ich mich mit einem weniger dramatischen aber nicht unwichtigen politischen Gebiet, dem des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft. Es betrifft mich und auch sie als Studierende. Bevor ich auf das Beispiel zu sprechen kommen kann, sind noch einige Vorbemerkungen notwendig.

Das Sprache Macht hat, ist Grundlage der Mythen. In der Bibel steht: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Beschwörungen geschehen durch Sprache, ebenso Gebete. Der Mythos als Text lässt sich ebenfalls als eine Art Beschwörung lesen. Der Mythos erzählt von einem Ereignis, das keinen Zeugen haben kann und legt damit einerseits eine Interpretation nahe für die Gegenwart in der er erzählt wird; er enthält aber auch andererseits das Moment des Festhaltens an dem, was sprachlich als Ereignis in der Vergangenheit behauptet wird. Sprache unterbricht den Fluss der Zeit, hinterlässt eine Markierung im kosmischen Raum und in der kosmischen Zeit, auf die eine Berufung hin möglich ist. Man kann eine Aussage modifizieren, sich für ein Wort entschuldigen, es aber nicht ungeschehen machen.

In unserem Kulturkreis wird es nur wenige Menschen geben, die glauben, ein Stein würde hüpfen, wenn man ihn dazu aufforderte. Für die westliche Kultur scheint die Trennung von Geist und Materie konstitutiv. Bei einem zweiten Blick wird sichtbar, dass es zumindest Grauzonen gibt. Ein großer Teil der mehr oder minder esoterischen Psychotherapie arbeitet mit sprachlichen Suggestionen: Sei stark, sei fröhlich, sage dir, dass du es schaffst usw. Werbung wäre weniger erfolgreich, wenn durchgängig bewusst wäre, dass die Bezeichnung einer Sache sich nicht allein oder nicht primär aus der Sache ergibt; dass zum Beispiel „nobel“ nicht ein Attribut eines Autos ist, sondern ein Attribut, das einem Auto verliehen wird. Ein großer Teil der Erziehung basiert auf der Idee, dass Sprache in der Lage ist, einen Menschen nicht nur zu beeinflussen, sondern sein Verhalten und seine Einstellung langfristig und stabil zu formen.

Sprache ist öffentlich. Wenn ich vorhin gesagt habe, dass man ein ausgesprochenes Wort nicht ungeschehen machen kann, so gilt dies m.E. auch für eine Situation, in der jemand still und allein in seiner Kammer etwas über sich oder einen anderen sagt. Der Sprecher weiß, was er gesagt hat und er lebt in dem Bewusstsein, dass das gesprochene Wort im Raume steht, also anderen zugänglich ist. Gefragt, ob er dieses gesagt habe, wird er, wenn er nicht lügen will, sagen müssen: „ja“.

Sprache ist zugleich individuell. Sonst könnte man nicht Wörter erfinden. Sprache ist aber öffentlich. Es gibt keine Privatsprache. Bei aller Individualität rufen bestimmte Laute, vermutlich weil wir es so gelernt haben, bestimmte Assoziationen hervor. Auch wenn Sie das Buch „Through the Looking Glass“ von Lewis Carroll nicht kennen, so haben Sie sich vorhin

eine zumindest vage Vorstellung von „Goggelmoggel“ gemacht, der im englischen übrigens „Humpty Dumpty“ heisst. Goggelmoggel ist sicher keine spitze Person.

Sprache ist offensichtlich kulturbezogen. Die englische Sprache kennt zum Beispiel kein Wort für "Bildung". Es gibt große Bedeutungsunterschiede zwischen Wörtern, die in Wörterbüchern als gleich bedeutend ausgewiesen werden. Die Bedeutung von Wörtern ändert sich im Lauf der Zeit auch in einer Sprachgemeinschaft. Das Wort „Abfall“ meinte früher ausschließlich „Abfall von Gott“. „Übersetzen ist erfinden“, lautet eine These. Andererseits kann man fragen, warum ein erfolgreiches englisches Buch, wie „Harry Potter“, auch auf Deutsch sich so gut verkauft, warum japanische Gedichte auch auf deutsch gelesen und genossen werden. Und man kann fragen, was „Goggelmoggel“ von „Humpty Dumpty“ unterscheidet und worin sie beide übereinstimmen.

Es geht um die Frage der Willkürlichkeit von Bezeichnungen. Kann man wirklich, um eine Geschichte von Peter Bichsel aufzugreifen, den Tisch einfach Stuhl nennen und den Stuhl einfach Tisch oder ergeben sich aus der anderen Bezeichnung auch andere Vorstellungen. Beziehungsweise: Kann man sagen, dass der Tisch nicht zufällig Tisch heißt?

Das ist ein schwieriges Thema.

In bezug auf die Werbung gibt es drei Positionen. Nach der einen befriedigt die Werbung vorhandene, wenn auch häufig unbewusste Wünsche. Nach der anderen produziert sie erst diese Wünsche. Schließlich gibt es eine dritte Sicht. Danach hält die Werbung die Wünsche dadurch am Leben, dass sie sie nicht befriedigt. Nun lassen sich diese drei Positionen auf zwei reduzieren. Nach der einen ist Sprache Teil der Lebenswelt von Menschen; nach der anderen konstruiert Sprache Realität. Es geht um die Beziehung von Lebenswelt und Konstruktion.

Eine für meine Absicht interessante Interpretation der Beziehung gibt Hermann Schmitz: „Das Besondere der menschlichen, Sprache gebrauchenden Rede besteht in der explikativen Leistung, aus Situationen durch Aussprüche von Sätzen einzelne Bedeutungen und auf dem Weg über diese einzelne Sachen herauszuholen (...) Das Geschick in der Bewältigung von Situationen durch prosaische Explikation<sup>4</sup> besteht darin, solche Schlüsselbedeutungen so auszuwählen, daß die mit ihrer Hilfe konstruierte Konstellation ausreicht, um die Situation in den Dienst der jeweils verfolgten Absicht zu stellen. Die betreffende Situation wird dadurch aber mehr oder weniger grausam verkürzt.“<sup>5</sup>

Nun spricht Schmitz nicht von „Sprache“, sondern von „Rede“. Und er benutzt ein Modell, das zwischen Rede und Bedeutung einen Unterschied macht. Schmitz ist wohl auch so verstehen, dass jede, um die poetische Explikation verkürzte Rede, die Situation verkürzt. Ich stimme nicht seinem Gedanken zu, dass die poetische Sprache authentisch sei, denke vielmehr, dass jede Rede, jeder Text eine Verkürzung darstellt und Akzente und Intentionen enthält. Daraus kann man folgern, dass an der Verkürzung die Absicht erkennbar sein müsste.

Sie haben das eine oder andere dazu schon gehört. Aus meiner Sicht ist es am plausibelsten anzunehmen, dass Bedeutungen wie Möglichkeiten, Konstellationen zu konstruieren individuell und menscheitsgeschichtlich gelernt worden sind. Wir verfügen über ein Wissen über Denotationen und Konnotationen von Wörtern, weil wir Wörter in ihrem Hof von Bedeutungen in Situationen gelernt haben. Man kann dies als Wissen über eine Sprachpraxis

---

<sup>4</sup> Schmitz unterscheidet zwischen prosaischer und poetischer Explikation. Letztere schont die binnendiffuse Bedeutsamkeit von Situationen, während erste auf eine Problemlösung drängt. Nach Schmitz gehören beide zusammen. Ich gehe dem hier nicht weiter nach, weil es mir nicht um Situationen geht, sondern um Absichten.

<sup>5</sup> Schmitz 2002, S.49f

bezeichnen. Ich möchte es bei diesen Hinweisen belassen und mich stärker auf Politik beziehen.<sup>6</sup>

Dann stellt sich die Frage: Kann Sprache lügen? Ich meine dies nicht psychologisch. Natürlich kann man lügen und jeder hat schon einmal gelogen. Die psychologische Lüge ist eine, wo derjenige der lügt, dies auch weiß. Schwierig wird die Abgrenzung häufig bei Kindern und Politikern. Denn beide tendieren dazu zu glauben, was sie einmal gesagt haben, also zu vergessen, dass sie gelogen haben.

Die Frage ist, ob die anderen, die Zuhörer durch Sprache dazu gebracht werden können, die Differenz zwischen Sachverhalt und Bezeichnung nicht zu bemerken; genauer formuliert: nicht zu merken, dass ein Sachverhalt anders bezeichnet wird als bisher und damit ein anderer Sachverhalt entsteht. Noch anders formuliert: Ob jemand versucht, eine Sprachpraxis zu verändern und damit die Sachverhalte.

Wenn Sache und Sprache vollständig ineinander aufgehen, dann produziert eine andere Sprache auch einen anderen Sachverhalt. Wenn die Sache ausschließlich von der Sprache bestimmt wird, dann gilt der gleiche Satz. Erst wenn man eine Differenz zwischen Sachverhalt und Sprache unterstellt, macht die Frage nach der Möglichkeit der Lüge einen Sinn.

Um zu verdeutlichen, was ich meine, zitiere ich aus George Orwell Roman „1984“ aus dem Kapitel: „The Principles of Newspeak“

„Die Neusprache war die in Ozeanien eingeführte Amtssprache und zur Deckung der ideologischen Bedürfnisse des Engsoz (Englischer Sozialismus – G.Sch.) erfunden worden. (...) Sie hatte nicht nur den Zweck, ein Ausdrucksmittel für die Weltanschauung und geistige Haltung zu sein, die den Anhängern der Engsoz allein angemessen war sondern darüber hinaus jede Art anderen Denkens auszuschalten. Wenn die Neusprache erst ein für allemal angenommen und die Altsprache vergessen worden war (etwa im Jahre 2050), sollte sich ein unorthodoxer – d.h. ein von den Grundsätzen des Engsoz abweichender Gedanke – buchstäblich nicht mehr denken lassen, wenigstens insoweit Denken eine Funktion der Sprache ist. Der Wortschatz der Neusprache war so konstruiert, daß jeder Mitteilung, die ein Parteimitglied berechtigterweise machen wollte, eine genaue und oft sehr differenzierte Form verliehen werden konnte, während alle anderen Inhalte ausgeschlossen wurden, ebenso wie die Möglichkeit, etwa auf indirekte Weise das Gewünschte auszudrücken. Das wurde teils durch die Erfindung neuer, hauptsächlich aber durch die Ausmerzung unerwünschte Worte erreicht, und indem man die übriggebliebenen Worte so weitgehend wie möglich jeder unorthodoxen Nebenbedeutung entkleidete. Ein Beispiel hierfür; das Wort *frei* gab es zwar in der Neusprache noch, aber es konnte nur in Sätzen wie „*Dieser Hund ist frei von Flöhen*“, oder „*Dieses Feld ist frei von Unkraut*“ angewandt werden. In seinem alten Sinn von „politisch frei“ oder „geistig frei“ konnte es nicht gebraucht werden, da es diese politische oder geistige Freiheit nicht einmal mehr als Begriff gab und infolgedessen auch keine Bezeichnung dafür vorhanden war.“<sup>78</sup>

Das Wahrheitsministerium verbreitete etwa die folgenden Sätze:

War is Peace

Freedom is Slavery

---

<sup>6</sup> Vgl. Elias 2001.

<sup>7</sup> Orwell 1949, zit. n. Tatort: Wort 1983, S. 11ff.

<sup>8</sup> Orwell 1964, S. 239

## Ignorance is Strength

Über Winston, Orwells Held, heißt es am Schluss des Romans: „He had won the victory over himself. He loved Big Brother.“

Orwell scheint also pessimistisch. Nun wird Winston im „Ministerium der Liebe“ gefoltert. Und in dem eben zitierten Text ist Orwell vorsichtig. Es heißt: „... wenigstens, insofern Denken eine Funktion der Sprache ist...“

Kann man also durch Sprache das Denken so verändern, dass die Möglichkeit Alternativen zu dem zu denken, was gesagt wird, verloren geht?

Orwell scheint diese Möglichkeit zu bejahen. Er setzt dafür allerdings mindestens 3 Generationen an. Das Buch wurde 1949 veröffentlicht, spielt in der damaligen Zukunft, eben 1984 und die Durchsetzung der Neusprache verlegt Orwell in das Jahr 2050.

Wenn man dem Gedanken folgt, so sind mehrere Faktoren entscheidend:

Das Ausmerzen der Erinnerung. Konkret ein Verbot der alten Bücher und ein langsamer Prozess der Gewöhnung oder Umgewöhnung. Schließlich auch ein Auslöschen der Erinnerung von Menschen, also eine Kontrolle über ihre Sprache. Deshalb gibt es in Ozeanien überall Mikrophone. Schließlich eine hermetische Sprache, die so konstruiert ist, dass sie nur Denotationen zulässt, aber keine Konnotationen. Eine hermetische Sprache in diesem Sinne würde keine anderen Denkmöglichkeiten und auch keine Phantasie mehr zulassen.

Noch einmal: Kann man sich denken, dass Menschen bei dem Satz „Krieg ist Frieden“ nicht mehr den Widerspruch erkennen, der in der Aussage enthalten ist. Oder, um ein anderes Beispiel zu nehmen, nicht mehr erkennen, dass es einen Unterschied macht, ob etwas als „Atomkraftwerk“ oder als „Kernkraftwerk“ bezeichnet wird.

Orwells Radikalität besteht darin, die Sprache mit der Realität in Übereinstimmung zu bringen. An einer Schlüsselstelle macht sein Umerzieher Winston klar, dass er nicht mehr denken darf, die Regierung tue alles zu seinem Nutzen. Vielmehr:

„The Party seeks power entirely for its own sake. We are not interested in the good of others; we are interested solely in power. ... One does not establish a dictatorship in order to safeguard a revolution; one makes the revolution in order to establish the dictatorship.“<sup>9</sup>

So weit sind wir nicht. Und auch in dem Roman heißt es, dass die Nationalsozialisten und die russischen Kommunisten dicht daran gewesen wären, aber nicht den Mut gehabt hätten, ihre Motive zur Kenntnis zu nehmen: „but they never had the courage to recognize their own motives.“<sup>10</sup>

Das gilt auch für die Gegenwart. Die Legitimation politischer Maßnahmen erfolgt entlang der Behauptung, dass die zu treffenden Maßnahmen gut für die seien, die sie betreffen. Der Gedanke, eine Zustimmung der Betroffenen dadurch zu erreichen, dass ihnen gesagt wird, die Maßnahmen seien nur gut für die, die sie treffen, ist zumindest in kapitalistisch-demokratischen Gesellschaften nicht gegeben. Es gibt hier keine hermetische Sprache, sondern eine Vielfalt von Machtpositionen in einem Feld der Sprachpraxis.

Das bringt uns zur Frage nach der Gewöhnung, dem Prozess der allmählichen Veränderung von Machtverhältnissen durch Sprache.

---

<sup>9</sup> Orwell 1964, S. 211

<sup>10</sup> ebd.

Ich ziehe dazu einen genauen Beobachter dieser Veränderungen heran, Victor Klemperer und sein Buch „LTI. Die unbewältigte Sprache“.

LTI heißt *Lingua Tertii Imperi*, Sprache des Dritten Reiches.

Klemperer war Romanist, mit einer deutschen Frau verheirateter Jude. Er beobachtete die Veränderung der Sprache der Medien, aber auch seiner Umgebung. Er führte Tagebuch.

Vielleicht kann man sagen, dass die Beobachtung der Durchsetzung nationalsozialistischen Gedankenguts im Alltag seinem Interesse galt und dass dieses Interesse nicht nur akademisch war. Denn sein Leben und Überleben hing auch von der Interpretation seiner Beobachtungen ab.

Klemperers Ansatz besteht in der Kritik an einem Gedanken von Talleyrand. Sprache sei dazu da, die Gedanken von Diplomaten oder schlaunen und fragwürdigen Menschen zu verbergen.

Klemperer schreibt dagegen:

„Aber genau das Gegenteil ist hiervon richtig. Was jemand willentlich verbergen will, sei es nur vor anderen, sei es vor sich selber, auch was er unbewußt in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag.“<sup>11</sup>

Ich zitiere ein Beispiel:

„Im Dezember 1941 kam Paul K. einmal strahlend von der Arbeit. Er hatte unterwegs den Heeresbericht gelesen. `Es geht ihnen miserabel in Afrika´, sagte er. Ob sie das wirklich zugäben, fragte ich – sie berichteten doch sonst immer nur von Siegen. `Sie schreiben: `Unsere heldenhaft kämpfenden Truppen.´ Heldenhaft klingt wie ein Nachruf, verlassen Sie sich darauf´.“<sup>12</sup>

Bevor ich darauf eingehe, zunächst ein einfacheres Beispiel in Form eines Witzes.

„Ein russisches und ein amerikanisches Auto machen ein Wettrennen. Der Russe siegt, der Amerikaner wird zweiter. In der russischen Zeitung steht es genau so – in der amerikanischen: „Es fand ein Autorennen statt. Der Amerikaner wurde zweiter, der Russe vorletzter.“

Die amerikanische Version scheint sachlich zutreffend. Die Reihenfolge von Autos lässt sich als erstens, zweitens, drittens usw. bezeichnen oder als erster und letzter und natürlich auch als Kombination von beidem: zweiter und vorletzter. Bei der Formel 1 wäre ein Satz denkbar wie: „Michael Schumacher hat gewonnen, Ralf Schumacher wurde Letzter.“

Er ist dann sachlich zutreffend, wenn mehr als zwei Autos an dem Rennen beteiligt waren, aber nicht, wenn es nur zwei waren. Nun suggeriert der Satz: „Es fand ein Autorennen statt“, den Eindruck, dass es sich um viele Autos gehandelt habe. Anders gesagt: Dieser Satz verschleiern die tatsächliche Zahl der beteiligten Autos, indem er auf die Gewohnheit des Lesers zielt, den Satz „Es fand ein Autorennen statt“, in der Weise zu verstehen, dass daran mehrere Autos beteiligt waren. Wenn es nur zwei Autos sind, so ist dies eigentlich ein Sonderfall von Autorennen und müsste deshalb auch ausdrücklich erwähnt werden. Wenn es zum Beispiel hieße: „Zwei Autos machten ein Rennen. Der Amerikaner wurde zweiter, der Russe Vorletzter“, so würde jeder Leser merken, dass hier etwas nicht stimmt. Denn der Ausdruck „Vorletzter“ setzt in der Sprachpraxis voraus, dass es mehr als zwei Autos gegeben hat. Und wenn dies der Fall ist, dann signalisiert „Vorletzter“ eine Auswahl der Information aufgrund eines bestimmten Interesses, zum Beispiel an der Nationalität der Teilnehmer. Viele deutsche Sportzuschauer interessiert vor allem, wie die deutschen Teilnehmer abgeschnitten haben.

Wörter haben vier Bezugssysteme:

---

<sup>11</sup> Klemperer 1969, S. 18

<sup>12</sup> Klemperer 1969, S. 16

- 1) Sie stehen in Beziehung zu der Sache, um die es geht
- 2) Sie stehen in Beziehung zu benachbarten Wörtern
- 3) Sie stehen in Beziehung zu dem bisherigen Gebrauch der Wörter, abgekürzt der Sprachpraxis.
- 4) Über die gegebene Sprachpraxis hinaus eröffnen sie Zukunft<sup>13</sup>

Damit zurück zu Klemperers Beispiel. Warum verrät die nationalsozialistische Propaganda mit dem Wort „heldenhaft“, dass das Afrikacorps unter Rommel, dabei ist, eine militärische Niederlage zu erleiden?

Zum Helden wird man in Ausnahmesituationen, in denen es um Leben und Tod geht. Von einem „heldenhaften Blitzkrieg“ zu schreiben, macht keinen Sinn, denn „Blitzkrieg“ betont die Leichtigkeit, mit der ein Sieg errungen werden kann. Das wäre ein Widerspruch in sich. Und warum „verrät“ sich die Propaganda? Die Antwort klingt zunächst merkwürdig: Politische Sprache ist grundlegend an ihrer Glaubwürdigkeit interessiert und orientiert. Die wesentliche Zielsetzung politischer Sprache ist die Aufrechterhaltung ihrer Glaubwürdigkeit. Verliert sie diese, so verliert sie jeden Einfluss.

Das lässt sich an den wechselnden Begründungen für den Krieg im Irak zeigen oder der Formulierungskunst einer amerikanischen Untersuchungskommission. Da im Irak, anders als vor Beginn des Krieges behauptet wurde, keine Massenvernichtungswaffen gefunden wurden, schreibt die Kommission nun, dass es offensichtlich sei, dass Saddam Hussein geplant habe, Massenvernichtungswaffen zu entwickeln. Damit wird der Kriegsgrund verschoben. Statt Beseitigung gefährlicher Waffen, Verhinderung ihrer Entwicklung. Aber wer weiß schon noch genau, mit welcher Begründung der Krieg geführt worden ist. Man kann es auch so sagen: Die Propaganda unternimmt den Versuch, den Zweifel nicht bei der Regierung zu suchen, sondern in der eigenen Erinnerung.

Alle Beispiele, der Witz, der Krieg in Afrika und der im Irak enthalten einen Aspekt, der mit dem Verhältnis von Sprache und Wunsch zu tun hat. Klemperer hat sich gewünscht, dass die deutschen Truppen in Afrika verlieren mögen, dass der Krieg möglichst bald zu Ende sein möge und dass die Nationalsozialisten aus Deutschland vertrieben werden. In allen Beispielen geht es um ein „wir“ und ein „die anderen“. Ich bin optimistisch genug zu glauben, dass sich diese Zweiteilung in „Wir“ und „die anderen“ irgendwann überwinden lässt und die Menschheit zu einer globalen Politik kommen kann ohne erst durch Marsmenschen bedroht zu werden. Bislang aber lässt sich diese Teilung als ein Grundzug politischen und sozialen Denkens identifizieren. „Heldenhaft“ meint in diesem Zusammenhang: „Wir sind gut“ und stabilisiert damit die Teilung von wir und ihr. Sprache kann also, solange es diesen Wunsch gibt, einen Zusammenhalt einer Gruppe stärken. In allen drei Beispielen ist Krieg die reale Gegebenheit – Hintergrund des Autorennens der „kalte Krieg“. Jeder politische Text gibt Auskunft darüber, wer der Gegner ist, wer „wir“ ist und wer „ihr“.

Mit diesen Anmerkungen komme ich nun zu meinem eigentlichen Gegenstand der Analyse, der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, genauer gesagt, zu seinem Präsidenten.

Ich zitiere zunächst aus einer Broschüre, die als Selbstdarstellung der Universität in einer Auflage von 5000 mit freundlicher Unterstützung der DEGUSSA AG im Februar 2003 gedruckt wurde:

Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main. Nach einem Inhaltsverzeichnis und einem ganzseitigen Photo des Präsidenten schreibt dieser auf Seite 3:

---

<sup>13</sup> Häußling schreibt: „Sprache und Sache zeigen so deutlich neben Zweckmäßigkeit und Strukturierung eine offene dynamische Natur ...“ (2003 b, S.10)

„Zukunft anspruchsvoll gestalten  
Die Universität Frankfurt sucht den Dialog

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt ist das wissenschaftliche Zentrum der Region Rhein-Main und nicht zufällig Hessens größte und bedeutendste Hochschule. Ihre weltoffen-internationale Atmosphäre in einer der interessantesten und aufregendsten Städte Deutschlands bietet Wissenschaftlern und Studierenden ein ebenso anregendes wie attraktives Arbeits- und Studenumfeld; das breite Fächerspektrum eröffnet hervorragende Möglichkeiten zum interdisziplinären Austausch: Hier wird Wissen Wirklichkeit.

Der Campus Westend mit dem einzigartigen IG Hochhaus ist der neue Mittelpunkt der Universität. Das markante Gebäude symbolisiert die prägenden Elemente unseres Selbstverständnisses: Stolz auf große Traditionen als Stiftungs- und Bürgeruniversität und konsequente Zukunftsorientierung. In einer Dekade wird diese Universität nach tiefgreifenden räumlichen-baulichen Veränderungen eine der modernsten Europas sein – der Bezug des Campus Westend im Frühjahr 2001 gab dazu das Startsignal.

Die damit gerade auch von der Politik dokumentierte Einsicht, dass Bildung und Wissen unsere wichtigsten Ressourcen sind – und die Bereitschaft darin zu investieren, ist eine Herausforderung für uns alle.

Um die Besten ausbilden zu können, brauchen wir herausragende Hochschullehrer. Sie zu gewinnen, erfordert vermehrt das Zusammenwirken von Stadt und Region, von Wirtschaft und Politik und Öffentlichkeit. Wir wollen, dass sich die Region in Zukunft verstärkt mit dieser ihrer Universität identifiziert – dazu eröffnen wir den Dialog.

Prof. Dr. Rudolf Steinberg  
Präsident der Universität Frankfurt.<sup>14</sup>

Soweit das Zitat.

Methodisch gehe ich nun so vor, dass ich frage, was einem sprachlich auffallen könnte. Und ich beginne vom Rande her.

Der Untertitel lautet: „Die Universität sucht den Dialog“. Das ist eine ähnliche Formulierung, wie meine oben gestellte Frage „Kann Sprache lügen?“. Beide Sprachfiguren arbeiten mit dem Mittel der Personalisierung. Ein Sprecher kann lügen, eine Sprache ist kein Subjekt. Ebenso verhält es sich mit der Universität. Sie ist ein sog. Rechtssubjekt, sie kann zum Beispiel verklagt werden und in diesem Zusammenhang handelt eine Person, etwa der Präsident, gewissermaßen im Auftrag dieses Rechtssubjektes. Aber dies ist eben eine juristische Konstruktion. Menschen können einen Dialog suchen, eine Universität nicht. Wenn man eine solche Formulierung wählt, dann versucht man offen zu lassen, wer wofür verantwortlich ist oder sein kann. Wir sagen „es donnert“, weil wir heute davon ausgehen, das es kein verantwortliches Subjekt für den Donner gibt. Die Germanen haben wohl gesagt: „Thor donnert“.

Ein einfaches Instrument der Analyse besteht darin, Wörter auszutauschen. Etwa so:

Der Präsident sucht den Dialog

Eine große Zahl von Mitgliedern der Universität sucht den Dialog

Alle Mitglieder der Universität suchen den Dialog

Usw.

Nun wird deutlich, dass sich sofort eine Frage einstellt: Mit wem?

---

<sup>14</sup> Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main 2003, S. 3

„Der neue Mittelpunkt der Universität.“

„Mittelpunkt“ ist ein geometrischer Begriff. Der naive Leser kann sich von daher den Campus Westend als Mittelpunkt eines Ensembles von Gebäuden vorstellen. Im nächsten Satz wird allerdings deutlich, dass "Mittelpunkt" nicht geometrisch, sondern metaphorisch gemeint ist, nämlich als Symbol, als Leitbild.

Nun fragt sich, was ein „IG Hochhaus“ ist. Bezeichnet IG eine Eigenschaft, einen Eigennamen, handelt es sich um ein Wort oder um zwei, ist IG Hochhaus ein Eigenname oder eine bestimmte Sorte von Hochhaus?

Wenn man ein unbekanntes Wort so deutlich profiliert, so kann man entweder davon ausgehen, dass jeder Leser weiß, was das Wort bedeutet oder man müsste es erklären. Nun ist beides in dem Text nicht der Fall, es ist weder ein bekanntes Wort noch wird es erklärt.

Aber man kann nachschlagen. Der Duden übersetzt „IG“ mit „Industriegewerkschaft“.<sup>15</sup> „IG Hochhaus“ meinte also das Hochhaus der – wahrscheinlich vereinigten –

Industriegewerkschaften. Das klingt nach Sozialismus, nach „Haus der Arbeit“. Aus dieser Interpretation würde folgen, dass die Universität Frankfurt ausgerechnet die Industriegewerkschaft zum Symbol ihres Selbstverständnisses macht. Als Leser stutzt man. Nun hilft der Duden weiter. Kurz nach „IG“ findet man den Ausdruck „IG-Farben“ und erklärt wird, dass dies eine Kurzfassung ist für den ehemaligen Konzern I.G. Farbenindustrie A.G, der Interessengemeinschaft der deutschen Farbenindustrie.<sup>16</sup>

Der eingeweihte Leser weiß nun, dass es sich um ein Gebäude handelt, dem – je nach Interessenlage – schon bisher unterschiedliche Namen zugewiesen wurden: „IG-Farben Gebäude“ oder – nach seinem Architekten – „Poelzig Bau“. Der vorherige Präsident sprach immer vom Poelzig Bau und vermied sorgfältig den Hinweis auf einen Konzern, der nach dem 2. Weltkrieg von den Alliierten zerschlagen wurde, weil die Beteiligung dieses Konzerns am Krieg und der Verfolgung und Ermordung von Juden und anderen Menschen auf eine deutsche Geschichte verwies, die mit zum Erbe der Universität wurde, seit sie das Verwaltungsgebäude der IG-Farben zur Verfügung gestellt bekam.

Die Bezeichnung „Poelzig Bau“ hat zum Problem, dass nun, wo man weiß wer das Haus gebaut hat, man auch wissen möchte, wer darin wohnte. Diejenigen, zu denen ich mich auch zähle, die vom „IG-Farben Gebäude“ sprachen und sprechen, wollen darauf hinweisen, dass sich die Universität mit diesem Erbe auseinander setzen sollte. Beide Bezeichnungen, „IG-Farben Gebäude“, wie „Poelzig Bau“ weisen also auf ein Problem der Universität in bezug auf seine Geschichte hin.

Der Versuch, das Gebäude nach seinem Architekten zu benennen, konnte die Aufforderung zur historischen Erinnerung nicht beseitigen.

Was macht nun der jetzige Präsident? Er löst das Problem dadurch, dass er jede Bedeutung beseitigt. „IG Hochhaus“ klingt wie ein zufälliger Eigenname und zwar dadurch, dass beide Teile der Komposition falsch sind. Weder handelt es sich um ein Hochhaus, noch um eine Industriegewerkschaft.

Man kann eine Einsetzprobe machen. Ich ersetze „Hochhaus“ durch „Gebäude“. „IG Gebäude“ kann man nicht sagen, denn in dieser Kombination wird „IG“ gelesen als Eigentümer des Gebäudes und schon stellt sich die Frage, wer denn „IG“ ist. Anders bei „IG Hochhaus“. Das ist semantisch bedeutungslos, weil es eine Bedeutung signalisiert – nämlich eine bestimmte Art von Hochhaus, die es nicht gibt. Wenn es aber in einem Text steht, so hat es eine Bedeutung. Wir können sie vorläufig „strategische Bedeutung“ nennen.

Verwendet wird also eine unsinnige Wortkombination als Hülle, die eine Bedeutung vortäuscht, von der der Leser meinen soll, dass es nicht wichtig sei, zu fragen oder zu

---

<sup>15</sup> Duden 1980. S.341

<sup>16</sup> ebd.

recherchieren, was das Wort bedeutet. Das Wort setzt also auf und setzt voraus die Gedankenlosigkeit des Lesers.

Dabei ist die Umwandlung von „IG – Farben Gebäude“ in „IG Hochhaus“ entscheidend für die Akzeptanz der folgenden Behauptungen des Textes.

„Das markante Gebäude symbolisiert die prägenden Elemente unseres Selbstverständnisses: Stolz auf große Traditionen als Stiftungs- und Bürgeruniversität und konsequente Zukunftsorientierung.“

Das Wort „IG Hochhaus“ enthistorisiert das, was der Präsident als das zentrale Symbol der Universität bestimmt. Und dies ist die Grundlage dafür, dass dieses Gebäude als Symbol für große Traditionen bemüht werden kann.

Würde das Gebäude als „IG Farben Haus“ bezeichnet, würde sich beim Leser die Frage einstellen, mit welchem Recht die Universität Frankfurt Stolz auf diese Tradition sein könne. Die Bezeichnung „IG Hochhaus“ versucht, diese Frage nicht aufkommen zu lassen.

Wir haben also mit zwei gleichzeitigen Motiven zu tun. Zum einen wird enthistorisiert, zum anderen stellt sich der Autor in die Linie der großen Traditionen. Dieser Widerspruch gilt nicht nur für den zitierten Textabschnitt, sondern bildet die Grundstruktur der ganzen Broschüre.

Victor Klemperer schreibt:

„In jeder Revolution, ob sie nun Politisches oder Soziales betrifft oder die Kunst oder die Literatur, sind immer zwei Tendenzen wirksam: einmal der Wille zum völlig Neuen, wobei der Gegensatz zu dem bisher Gültigen schroff betont wird, sodann aber auch das Bedürfnis nach Anknüpfung, nach rechtfertigender Tradition. Man ist nicht absolut neu, man kehrt zurück zu dem, wogegen die abzulösende Epoche gesündigt hat, zurück zur Menschheit oder zur Nation oder zur Sittlichkeit oder zum wahren Wesen der Kunst, usw. usw.“<sup>17</sup>

Klemperer argumentiert hier nicht gegen Veränderungen, Neuerungen und wohl auch nicht gegen Revolutionen. Er polemisiert aber, wie ich finde zurecht, dagegen dass sich das Neue nicht relativ zu dem Alten absetzt und begründet, sondern sich als schon immer gültig, als wesenhaft und einzig wahr darstellt. Klemperer argumentiert gegen die Verdummung durch Sprache und den in Sprache formulierten Alleinvertretungsanspruch der neuen Position. Hier ist der Präsident der Frankfurter Universität keine Ausnahme, obwohl ich finde, dass die Formulierung „IG Hochhaus“ dreist ist. Denn hier wird versucht eine im Sinne von Orwell hermetische Sprache zu etablieren.

Es ist aber nur ein Beispiel in einer Sprachpraxis, die Rauschenbach/Krüger insgesamt für die Art der Diskussion um hochschulpolitische Veränderungen wie folgt beschreiben:

„allein diffuse Hoffnungen auf eine Verbesserung der ebenso vielfältigen wie ungelösten Probleme des Hochschulsystems gepaart mit lokalen, fachspezifischen und individuellen Zugewinnserwartungen an Status, Einfluss und Reputation erzeugt eine Reformeuphorie ohne erkennbare Bodenhaftung. Bisweilen – das muss man so manchen Kolleginnen und Kollegen fairerweise konzедieren – nimmt dieses Projekt aber auch Formen eines alternativlosen Sachzwangs, einer Art hochschulpolitischen Erpressung an, bei der offenbar niemand mehr beweisen und begründen muss, dass die nicht-intendierten Nebenwirkungen nicht größer sind als die erhofften und unterstellten Positiveffekte im Vergleich zu den bisherigen Studiengängen.“<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> Klemperer 1969, S. 79

<sup>18</sup> Rauschenbach/Krüger 2003, S. 24. Beide Autoren versuchen auf der Basis einer empirischen Studie zu zeigen, dass es gute Gründe gibt, entgegen aller Rhetorik, die Diplomstudiengänge in den Erziehungswissenschaften beizubehalten und nicht durch BA/MA Modelle zu ersetzen.

Wenn man Reformen nicht mehr begründen muss, wenn sie von einer Euphorie getragen werden, dann ist dies Antiintellektualismus; dann wird nicht an den Verstand appelliert, sondern an Gefühle. Klemperer nennt dies „Sentimentalisierung“. Auf die Frage, was die Sprache damit zu tun hat, werde ich später zurückkommen.

Ich komme zurück zu dem zitierten Text des Präsidenten.

Die Enthistorisierung ist Voraussetzung der Überschrift: „Zukunft anspruchsvoll gestalten“. Gestalten kann man einen Garten, ein Haus, ein Essen, eine Skulptur und vieles andere mehr, aber nicht die Zukunft. Man kann versuchen sein Leben zu planen und zwar unter Berücksichtigung der vor einem liegenden Lebenszeit. Dabei ist jeder vernünftige Erwachsene sich darüber klar, dass zwischen Planung und Realität eine Differenz liegt. „Gestalten“ ist ein Wort aus dem Feld der Ästhetik. Das Wort „Lebensgestaltung“ erinnert an Versuche alternativer, esoterischer Lebensformen. Die Zukunft lässt sich weder gestalten noch planen.<sup>19</sup> Zukunftsplanung als wissenschaftlicher Begriff meint die Analyse der Bedingungen und der Schritte, die notwendig sind, um ein intendiertes Ziel zu erreichen. Ein typisches Beispiel dafür ist die Mondlandung. Zu dem Zeitpunkt als dies als Ziel verkündet wurde, war unklar, wie es konkret zu erreichen sein wird. Ich vermute, dass mit diesem Projekt etwas begann, was man Planung von Planung nennen kann, also eine wissenschaftlich begründbare Analyse von zu bewältigenden Problemen. Zukunftsplanung ist also ein Instrument zur Bewältigung von Krisen, zur Entwicklung nicht bereits durch Routine gestützten Handelns und Wissens. Es betont die Möglichkeit der Lösung von noch nicht ausreichend erkennbaren Problemen und damit die Machbarkeit von Projekten. Während der Begriff der Planung noch die Differenz zwischen Planer und dem was er plant, den Widerstand der Umwelt gegen den Planer und die Planung erkennen lässt, erklärt das Wort „gestalten“ den Planer zum Herrn des Geschehens. Der Gestalter hat mit einer Umwelt zu tun, die sich seinen Händen fügt. Erst von hier aus wird die Bedeutung des Wortes „anspruchsvoll“ sichtbar. „Gestalten“ kann nun jeder, dem Präsidenten kommt es aber darauf an, „anspruchsvoll zu gestalten“.

Es gibt vielleicht eine gute Gestalt und eine weniger gelungene, aber keine anspruchsvolle. Man kann an sich den Anspruch stellen, etwas gut machen zu wollen. Das ist die eine Möglichkeit. Die andere besteht darin, seine Gestaltung an den Ansprüchen der Betrachter zu orientieren. Für diese Interpretation spricht aus meiner Sicht der Absatz, in dem es sinngemäß heißt, dass die Bereitschaft der Politik – und man darf wohl hinzufügen, der Wirtschaft – in Bildung und Wissen zu investieren eine Herausforderung für uns alle ist.

Der Absatz lautet:

„Die damit gerade auch von der Politik dokumentierte Einsicht, dass Bildung und Wissen unsere wichtigsten Ressourcen sind – und die Bereitschaft darin zu investieren, ist eine Herausforderung für uns alle.“

Eine Lesart führt zu einem Ergebnis, dem man kaum widersprechen möchte. Sie lautet etwa so: Es gibt eine Einsicht in der Gesellschaft, dass Bildung und Wissen für uns eine wichtige Ressource sind. Die Politik dokumentiert diese Einsicht. In diese Ressource zu investieren ist eine Herausforderung für alle Mitglieder der Gesellschaft. Die Investitionen können vielfältig sein und z.B. sowohl finanzielle Mittel wie wissenschaftliche Anstrengungen umfassen.

---

<sup>19</sup> „Wir müssen uns von deterministischen Vorstellungen von der menschlichen Geschichte und der Illusion, unsere Zukunft vorhersagen zu können, verabschieden. Das Studium der großen unerwarteten Ereignisse und Unfälle unseres Jahrhunderts zeigt, der Mensch muß sich auf das UNERWARTETE vorbereiten. Es ist notwendig, daß alle, die unterrichten, sich auf die Vorposten der Ungewißheit unserer Zeit begeben (Morin 2001, S. 19).“

Zentral für die Interpretation sind drei unscheinbare Wörter: „unsere“, „uns“ und „investieren“. In der eben vorgestellten Lesart meint „unsere“ ebenso wie „uns“ alle Mitglieder der Gesellschaft, Politiker, Bürger, Wissenschaftler, Universitätsangehörige, Wirtschaftler. In dieser Lesart wird „investieren“ metaphorisch gebraucht als Einsatz von Mitteln, gleich welcher Art.

In der zweiten Lesart, zu der ich neige, meint „unsere“ alle Mitglieder der Gesellschaft, „uns“ nur die Angehörigen der Universität und „investieren“ das, wofür der nicht-metaphorische Gebrauch spricht, nämlich den Einsatz finanzieller Mittel.

In dieser Lesart ist die Bereitschaft der Politik Mittel zu investieren eine Herausforderung für die Angehörigen der Universität.

Die Unterüberschrift „Die Universität Frankfurt sucht den Dialog“ macht deutlich, dass sich die Broschüre an jene richtet, die nicht der Universität angehören: Wirtschaft, Politik, Öffentlichkeit. Wenn der Präsident „uns“ schreibt, dann meint er sich in der Gemeinschaft der Universitätsangehörigen. Damit scheinen die Verhältnisse klar: „Wir“, das sind die Angehörigen der Universität und „ihr“, das sind die anderen, mit denen wir einen Dialog suchen.

Dann überrascht aber die Formulierung, dass die Bereitschaft der Politik in Bildung zu investieren für uns, die Angehörigen der Universität eine Herausforderung ist. Eigentlich ist dies eine Voraussetzung und keine Herausforderung.

Um den Zusammenhang, um den es mir geht, deutlicher werden zu lassen, zitiere ich zwei weitere Texte. Zunächst den Präsidenten der vielleicht bedeutendsten amerikanischen Universität, der Harvard Universität. Auch er spricht von Herausforderungen. Zuerst der ganze Text, der sich auf der homepage der Hochschule findet:

„A Message from the President

Harvard is America’s oldest institution of higher learning, founded 140 years before the Declaration of Independence was signed. Our mission, to advance new ideas and promote enduring knowledge, has kept the University young. We strive to create an academic environment in which outstanding students and scholars from around the world are continually challenged and inspired to do their best possible work. I am pleased to welcome you to Harvard. I hope that you will find your stay both enlightening and enjoyable. Lawrence H. Summers.“

Summers lokalisiert die Herausforderung in dem Klima seiner Universität. Die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Studenten inspiriert und fordert heraus. Inhaltlich bezieht sich die Aufgabe, die Mission, auf die Entwicklung von neuen Ideen, der Entwicklung von Wissen. Die Herausforderung ist eine der Wissenschaftlichkeit. Und die Universitätsleitung versucht dafür eine akademische Kultur zu etablieren.

Auch Summers beginnt mit der Geschichte. Die Konnotation seines ersten Satzes ist aber eindeutig: Wissenschaft, jedenfalls unsere Universität, gab es schon vor den politischen Institutionen, die jetzt regieren. Summers macht selbstbewusst einen Unterschied zwischen Wissenschaft und Politik. Die Herausforderungen, von denen er spricht, kommen aus der scientific community, der Gemeinde der Wissenschaftler und nicht aus der Politik.

Dabei war Summers, bevor er 1991 Präsident der Harvard Universität wurde, Politiker, u.a. politischer Beratung von Henry Kissinger.

Für den Präsidenten der Frankfurter Universität stellt die Politik die Herausforderung an die Wissenschaft. „Anspruchsvoll“ heißt demnach, entsprechend den Ansprüchen der Politik. Man braucht nur zu fragen, was passiert, wenn der Politik die Einsicht verloren geht, dass Bildung und Wissenschaft unsere wichtigsten Ressourcen sind?

Nach meiner Lesart meint „uns“ in dem zitierten Text die Wissenschaftler und nicht alle Mitglieder der Gesellschaft; „unsere“ dagegen eben die gesamte Gesellschaft. So gesehen wird unklar, wer spricht: Der Präsident als Präsident der Universität oder als Anwalt einer nicht näher bezeichneten Gesellschaft und zwar gegen die Universität.

Dem Präsidenten der Universität Frankfurt fehlt nicht nur das Selbstbewusstsein seines Kollegen von der Universität Harvard, er weiß auch nicht, wen er vertritt. Konkret: Er verflüchtigt die Unterscheidung von Wissenschaft und Politik.

Auch das ist zur Zeit Mode. Dazu das weitere Zitat aus einem Vortrag mit dem Titel „Wissenschaft, Wirtschaft, Wettbewerb – Leitlinien der baden-württembergischen Hochschulpolitik“

„Die drei in meinem Vortragstitel enthaltenen Begriffe `Wissenschaft, Wirtschaft, Wettbewerb´ sind eng miteinander verknüpft. Wissenschaft und Wirtschaft bedingen sich gegenseitig: Das Bildungs- und Wissenschaftssystem qualifiziert die Menschen, die im Wirtschaftssystem die Wertschöpfung bewirken, aus der sich über das Steueraufkommen wiederum die Wirtschaft finanziert. Der Wettbewerb bildet als leistungsförderndes Steuerelement einen Motor für die Fortentwicklung in Wissenschaft und Wirtschaft.“<sup>20</sup>

Soweit ein Auszug aus der Rede des baden-württembergischen Wissenschaftsministers Professor Dr. Peter Frankenberg vom 30. Januar 2003 vor der Industrie- und Handelskammer Nordschwarzwald.

Hier spricht der Politiker und es sei ihm gestattet zu übersehen, dass sich Wettbewerb in der Wissenschaft und in der Wirtschaft völlig unterschiedlich gestalten; auch, dass sowohl das Bildungssystem wie das Wissenschaftssystem noch andere Aufgaben haben, als die der Qualifizierung für die Wirtschaft. Man kann ihm dies deshalb verzeihen, weil man sich als Wissenschaftler gegen diese unsägliche Banalisierung der Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft zur Wehr setzen kann – so lange man noch die Chance hat sich gegen die implizite Gleichsetzung von Wirtschaft und Wissenschaft zu wehren. Voraussetzung dafür ist ein Wissen und eine Akzeptanz des Unterschiedes zwischen „wir“ und „ihr“, bzw. des Unterschiedes der Rollen.

Die Aufhebung dieser Rollenunterscheidung, genauer gesagt, die Unterordnung der Wissenschaft unter die Wirtschaft ist zur Zeit – ironischerweise mit dem Verweis auf das Vorbild amerikanischer Universitäten – nicht nur Mode, sondern der herrschende Grundzug der Diskussion über die Rolle von Wissenschaft und Universität.

Nun ist es schon ein geschickter Schachzug der Regierung in Stuttgart einen Professor zum Politiker zu machen, einen der offenbar vergessen hat, was der Unterschied zwischen einem Politiker und einem Wissenschaftler ist. Aber noch geschickter erscheint es, wenn sich ein Wissenschaftler auch ohne entsprechendes Amt zum Politiker macht.

Vielleicht wird nun deutlich, was ich sagen will: Der Text des Präsidenten der Universität ist nicht der Text eines Wissenschaftlers, sondern der eines Politikers. Der angekündigte Dialog ist ein Selbstgespräch. Dass der zitierte Text mit „Präsident der Universität Frankfurt“

---

<sup>20</sup> Frankenberg 2003, S. 2

unterzeichnet ist, ist eine Täuschung. Im übrigen – wenn sich eine Region mit einer Universität identifizieren können soll, so muss dies auch umgekehrt gelten. Dann stellt sich allerdings die Frage, worin der Unterschied zwischen Wissenschaft einerseits und Wirtschaft, Öffentlichkeit und Politik andererseits bestehen soll.

Ich verdeutliche den Zusammenhang von „wir“ und „ihr“ noch einmal an zwei Texten. Am 23. Juni 2003 wurde im Senat der Universität Frankfurt ein Papier bekannt mit dem Titel „Optionen für mögliche Verlagerungsszenarien zum Ausbau Campus Westend“. Den Hintergrund bildet die Absicht, einen weiteren Teil der Bockenheimer Fachbereiche auf dem Campus Westend anzusiedeln. Wegen der baulich problematischen Situation des Turmes war in der bisherigen Planung davon ausgegangen worden, dass die im Turm angesiedelten Fachbereiche mit Vorrang zu behandeln seien. Das Papier vom 23. Juni 2003 erläutert nun, warum dies nicht der Fall sein wird und stattdessen die Fachbereiche Wirtschaft und Recht zuerst umziehen werden; die sog. Turmfachbereiche, also Erziehungswissenschaften, Psychologie und Soziologie in die von den Fachbereichen Wirtschaft und Politik leergeräumten Gebäude umziehen sollen. Diese Entscheidung hat nicht nur sachlich Protest hervorgerufen, denn wie die Dekanin des Fachbereiches Erziehungswissenschaft schreibt, „sprechen alle sachlichen Gründe für einen Erstumzug solcher Fachbereiche, denen bereits heute die angemessene Infrastruktur fehlt...“;<sup>21</sup> sie hat auch deshalb Protest hervorgerufen, weil die Begründung vorsichtig formuliert, einseitig war. Dieser Protest hat dazu geführt, dass die Universitätsleitung nichts an der Entscheidung änderte, wohl aber ein neues Papier schreiben ließ, das zum Teil die Begründungen veränderte. Damit ist ein seltenes Dokument vorhanden. Unter dem Druck von Mitgliedern der Universität sieht sich der Präsident gezwungen, seine Begründungsfiguren zu verändern. Er tut dies im Kern entlang der Unterscheidung von „wir“ und „ihr“.

Ich greife hier nur zwei Sätze heraus.

In dem ersten Papier, vom 23. Juni 2003 steht:  
„Die prestigeträchtige Kombination der Fachbereiche 1 und 2 mit dem House of Finance wird von Landesseite deutlich honoriert werden.“

Zwei Wochen später, am 3. Juli 2003 heißt es nun an gleicher Stelle:  
„Standort des House of Finance muss nach der klaren Vorgabe der Landesregierung der Campus Westend mit der herausragenden Gartenkunst Hans Poelzigs sowie den entsprechenden Nutzungsmöglichkeiten werden.“

Was nun? Wenn es heißt „honorieren“, so ist dies offenbar ein Vorschlag der Universitätsleitung. Entsprechend schreibt die Dekanin des Fachbereiches Erziehungswissenschaften:

„Die Leitung der Universität hat entschieden den Erstumzug der Fachbereiche Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften als eigene Position und Vorschlag in die Beratungen mit dem Land Hessen (genauer dem Finanzminister) und dem Bund (dem Wissenschaftsrat) einzubringen.“<sup>22</sup>

Sie beruft sich dabei auf die Formulierung:

„Die vorstehenden Gesichtspunkte (Erstumzug der Fachbereiche 1 und 2) wird das Präsidium in die Beratungen mit dem Land und dem Wissenschaftsrat ... einbringen.“<sup>23</sup>

---

<sup>21</sup> Cremer Schäfer 2003, S. 2

<sup>22</sup> a.a.O. S. 1

<sup>23</sup> Arbeitspapier vom 23.6.03, S. 12

Im zweiten Papier erscheint dies nun als „klare Vorgabe der Landesregierung“. Eines von beiden kann nicht stimmen.

Ich will aber nicht dieser Frage nachgehen, sondern der der Veränderung in der Begründung. Im zweiten Papier steht nun der Präsident wieder auf der Seite der Universität, die sich freiwillig oder nicht, den Ansprüchen der Politik unterwirft. In dem hier vorhandenen Konflikt scheint es strategisch notwendig zu sein, die Trennung von Politik und Wissenschaft hervorzukehren. Notwendig deshalb, weil sonst die Glaubwürdigkeit der Argumentation leiden würde. Dass Politiker nach anderen Kategorien entscheiden, leuchtet jedem Wissenschaftler ein. Unruhig werden wir, wenn Wissenschaftler politische Kriterien bemühen. Dass nun die Glaubwürdigkeit des Präsidenten durch beide Papiere zusammen vollends beschädigt wird, spricht für Klemperers These, dass sich mit Sprache nicht lügen lässt.

Ein zweites Beispiel aus dem Text.

Im ersten Papier steht zur Begründung, warum es denn Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sein sollen, die zuerst auf das renommierte Westend Gelände dürfen:

„Der Einstieg in den Ausbau wird von großen, leistungsstarken, renommierten und in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Disziplinen getragen.“<sup>24</sup>

Im 2. Text heißt es:

„Der Einstieg in den Ausbau wird von großen, leistungs- und nachfragestarken sowie in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Disziplinen getragen.“<sup>25</sup>

Aus „renommiert“ wird also „nachfragestark“.

Ich denke, Sie erkennen jetzt selbst das Muster: „Renommiert“ ist eine Kategorie von außen; „nachfragestark“ von innen.

Das Fazit ist: Der Präsident weiß nicht, für wen er spricht. Die Notwendigkeit der strategischen Anpassung an das „wir“ der Universität verrät die Unsicherheit über die eigene Rolle. Oder anders formuliert: Die bloß strategische Anpassung verrät seinen Versuch der Vermischung von wissenschaftlichen und politischen Kategorien.

Meine These ist also so weit, dass es über eine Analyse von Sprache, eigentlich mit Mitteln des Alltagswissens und des Alltagsverstandes möglich ist, gesellschaftliche Prozesse zu erkennen. Die hier unternommene Analyse von Sprache weist auf einen Prozess der Entdifferenzierung von Wissenschaft und Politik hin.

Es bleiben noch zwei Fragen:

Was ist daran eigentlich problematisch und noch ein wenig fortführend, was ich weiter oben begonnen habe, mit welchen sprachlichen Mitteln geschieht dies.

Mit der ersten Frage, bin ich eigentlich schon außerhalb meines Themas, will dies aber ansprechen, allerdings zum Schluss.

Ich komme noch einmal zurück auf den Zusammenhang von Sprache und Gefühl, auf das, was Klemperer „Sentimentalisierung“ nennt.

---

<sup>24</sup> Arbeitspapier vom 23. 6. 03, S. 7

<sup>25</sup> Arbeitspapier vom 3. 7. 03, S. 6

Ich bin nämlich bisher noch gar nicht auf den zentralen Satz in der Broschüre der Universität eingegangen. Er findet sich nicht nur in dem zitierten Text, sondern mittlerweile überall auf allen offiziellen Broschüren der Johann Wolfgang Goethe – Universität. Er lautet: „Hier wird Wissen Wirklichkeit“.

Als erstes kann man sagen: Der Satz ist unsinnig.

Man kann zunächst den „frühen Wittgenstein“ bemühen:

„Einen Satz verstehen heisst, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist. (Man kann ihn also verstehen, ohne zu wissen, ob er wahr ist.) Man versteht ihn, wenn man seine Bestandteile versteht.“<sup>26</sup> Ein Satz ist in diesem Sinne sinnlos, wenn man nicht verstehen kann, was der Fall ist, wenn er wahr ist. Man kann auch sagen, wenn man nicht verstehen kann, was der Fall ist, wenn er falsch ist – oder auch, wenn er weder wahr noch falsch sein kann.

Man kann aber auch den Wittgenstein der „Philosophischen Untersuchungen“ heranziehen. Dann kann man sagen: Hier wird versucht, eine Sprachpraxis zu verändern.

Der Satz stellt eine Behauptung auf: „Hier wird....“

Die Behauptung ist diffus. Eine Behauptung kann man prüfen. Aber wie soll man prüfen, ob etwas abstraktes wirklich geworden ist.

Es heißt nicht: Hier ist Wissen Wirklichkeit.

„Wird“ hat zwei mögliche Bedeutungen. Einmal kann es deskriptiv auf einen Vorgang verweisen. Etwa: Hier wird Essen gekocht. Oder es hat die Bedeutung von „wird werden“, verweist also auf eine Zukunft.

Der Satz lässt offen, ob es sich um eine Behauptung über eine Zukunft oder über einen Vorgang handelt.

Es gibt Sätze, die die Aufgabe haben, eine Welt zu beschreiben. Diese Sätze kann man nachprüfen und sich dabei miteinander verständigen, ob man sie akzeptieren kann. Der Satz „Paul ist größer als Kurt“ kann in diesem Sinne als „zutreffend“ vereinbart werden. Austin nennt dies „lokutionäre Sprechhandlungen.“

Es gibt andere Sätze, die Austin „illukutionäre Sprechhandlungen nennt oder auch „performative Rede“, die sich nicht nachprüfen lassen.<sup>27</sup> Ihre Funktion besteht darin, etwas zu bewirken. Das einfachste Beispiel dafür ist das Grüßen. Wer „guten Tag“ sagt, behauptet nichts und beschreibt keinen Sachverhalt. Man kann Sprechakte, wie das Grüßen auch als Rituale beschreiben. Nun liegen Rituale außerhalb des Geltungsbereiches von Argumenten. Ich tendiere in bezug auf Rituale zu der Aussage, dass Rituale Handlungen sind, deren Bedeutung die Akteure nicht verstehen können, dürfen und sollen. In traditionellen Kulturen dienen sie der Einübung in eine Selbst- und Weltsicht, die als nicht veränderbare an die nächste Generation vermittelt wird. Sie reproduzieren durch die Handlungen der Akteure damit eine bestimmte Ordnung und ein bestimmtes Verständnis von Gemeinschaft. In modernen Gesellschaften ist wohl eher von Ritualisierung zu sprechen. Das meint, dass eigentlich alle Handlungen zur Ritualen werden können. Krieger/Belliger schreiben:

„Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Ritualisierungen eine in der Theorie von Habermas nicht vorgesehene Transformation des Handelns ist, die dann eintritt, wenn soziale Grenzen zur Debatte stehen, wenn gemeinsam akzeptierte Gültigkeitskriterien performativer Aussagen nicht mehr vorausgesetzt werden können, wenn normale Sprechhandlungen scheitern und der Diskurs sich auf eine nicht-argumentative – ritualisierte – Ebene verlagern muss, um soziale Solidarität und Identität aufrecht zu erhalten oder neu zu begründen.

Ein Wissen, wie das rituelle Handeln derart mit dem Handeln verbunden ist, kann nicht unabhängig von Macht konzipiert werden. (...) Rituale stehen nicht nur im Dienste der Macht,

---

<sup>26</sup> Wittgenstein 1984, S. 28

<sup>27</sup> vgl. Austin 1975

sie sind selber mächtig, denn als Handlungen leben sie von ihrer Durchsetzungskraft. Wer Handeln ritualisieren will, muss bereit sein, diese Handlungen durchzusetzen.<sup>28</sup>

Noch einmal, etwas anders. Es gibt argumentative Sprechhandlungen und ritualisierte. Argumente müssen sich im Diskurs bewähren. Rituale verkünden die Wahrheit. Argumente beziehen sich auf Verifikationsprozesse. Rituale vollziehen eine Einweihung, Bekehrung oder Sozialisation. Argumente leben von der Trennung von Handeln und Denken. Rituale sind durch die Handlungen entschieden. Argumente sind offen, auf etwas Neues ausgerichtet. Das Ritual „...“ zielt vielmehr auf die Durchsetzung einer hier und jetzt geltenden Gruppenidentität, d.h. auf eine persönliche, soziale, kulturelle und ontologische Totalität.<sup>29</sup>

Nun ist der Satz „Hier wird Wissen Wirklichkeit“ keine Handlung. Die Handlung besteht eher darin, dass man diesen Satz überall lesen kann. Er ist eine Werbebotschaft, der Versuch des Präsidenten die Universität Frankfurt mit einer Marke zu verbinden, ähnlich wie Mercedes das Auto mit seinem Stern. Der Satz ist nach außen Reklame; nach Innen, durch die beständige Wiederholung ein Ritual, dass das Ziel verfolgt, die Mitglieder der Universität in der Weise zu sozialisieren, dass sie sich daran gewöhnen, sich selbst und ihre Produkte als auf einem Markt konkurrierende Waren aufzufassen.

Die strategische Funktion der Markenreklame „Hier wird Wissen Wirklichkeit“ besteht nun darin, dass sie zwei Superwörter der Wissenschaft benutzt und in ihrer Funktion als Reklame damit unkenntlich macht. Was „Wissen“ ist und was „Wirklichkeit“ gehört zu den Grundfragen jeder Wissenschaft. Dazu gibt es eine große Zahl von Reflexionen, Diskursen und Ansätzen. Wissen und Wirklichkeit, wie in diesem Satz geschehen, direkt aufeinander zu beziehen, verletzt grundlegend die Regeln von Wissenschaft, weil die Diskurse schlicht eliminiert werden.

Vergleicht man die Texte der beiden Präsidenten so fällt auf, dass der Präsident der Harvard Universität sorgfältig unterscheidet zwischen Aussagen, die als Sachaussagen betrachtet werden können und Aussagen, die Absichten beschreiben. Er schreibt nicht „we create an academic environment“, sondern „we strive to create an academic environment“. Er behauptet nicht, dass er herausragende Hochschullehrer brauche, um die Besten ausbilden zu können, sondern er behauptet, dass sie gute Hochschullehrer und Studierende haben. Und er behauptet nicht, dass die Harvard Universität ein ebenso anregendes wie attraktives Studenumfeld bietet, sondern er hofft, „that you will find your stay both enlightening and enjoyable.“ Der Präsident der Harvard Universität trennt sorgfältig zwischen Erlebnis und Erfahrung. Der Präsident der Frankfurter Universität lädt Erfahrungsbegriffe zu Erlebnissen auf. Die gesamte Argumentation ist nicht rational nachvollziehbar, sie arbeitet mit den Mitteln der Werbeindustrie, sie macht Wissenschaft zu einem konsumierbaren Erlebnis. Dies kann man im Sinne von Klemperer auf die Romantik zurückführen, als Versuch, das erhabene Erleben gegen die vernünftige analysierende Aufklärung, gegen Diskurs und Auslegung durchzusetzen<sup>30</sup>.

Das klingt nun ein wenig dramatisch. Ich kenne nicht die Folgen und Nebenfolgen der Abschaffung von Wissenschaft als eine historisch herausgebildete eigenständige Institution zu einer den Regeln des Konsums, der Wirtschaft und des Erlebens untergeordneten Funktion. Es gibt gute Gründe, über eine veränderte Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft nachzudenken, das Verhältnis von Bildung und Ausbildung etwa neu zu bestimmen. Was mich aber maßlos irritiert ist, dass es darüber keine Diskussion gibt und stattdessen die Beteiligten in das angeblich Neue nicht argumentativ sondern unter Inanspruchnahme

---

<sup>28</sup> Krieger/Belliger 2003, S. 29f.

<sup>29</sup> a.a.=. S. 30

<sup>30</sup> Vgl. Klemperer 1969, S. 212

romantischer Figuren in einer modernen, alles ästhetisierenden Form, eingewöhnt werden sollen.

Der Vollzug der Aufhebung der Trennung von Wissenschaft und Gesellschaft durch ein ästhetisierendes Ritual hat die Funktion der Auslöschung des Gedächtnisses. Ästhetisch lässt sich nicht streiten und nicht erinnern, sondern immer nur aufführen.

Es gibt viele Gründe, die Vermischung von Wissenschaft und Gesellschaft zu bekämpfen. Ich nenne, nun am Schluss, im Anschluss an Ulrich Oevermann, nur einen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, in Krisen Handlungsmöglichkeiten bereitzustellen, die nicht bereits als Routine vorhanden sind.<sup>31</sup> Jede gesellschaftliche Praxis muss notwendig zu dem tendieren, was Watzlawick einmal die Strategie des „mehr des Gleichen“ genannt hat. Gemeint ist damit, bei einem auftretenden Problem nichts anderes zu machen als die bisherige Problemlösungsmethode verstärkt anzuwenden. Gesellschaftliche Praxis kann nicht anders handeln, weil sie nicht nicht handeln kann. Wissenschaft ist insofern eine historische Erfindung oder Entdeckung, als sie im Unterschied zu gesellschaftlicher Praxis die Aufgabe zugewiesen bekam, nicht nur zu handeln, sondern Handlungen auch zu reflektieren. Es ist diese Funktion von Wissenschaft, die beanspruchen kann, Krisen frühzeitig zu erkennen und neue, bisher nicht bekannte Wege der Problemlösung bereitzustellen.

Sie hat dies traditionell mit dem Anspruch der Suche nach Wahrheit verbunden und verbinden können. Wenn man sagen kann, dass heute dieser Anspruch in den Wissenschaften selbst hinterfragt wird, Wissenschaft selbst säkularisiert wird, also nicht mehr als Ersatzreligion auftreten kann, wenn heute die Einbettung von Wissen in kulturelle, soziale und gesellschaftliche Zusammenhänge deutlich ist, dann ist es Aufgabe von Wissenschaft, neu über die Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft nachzudenken.

Von einem Präsidenten einer Universität kann man aber erwarten, dass er dies mit den Methoden der Wissenschaften unternimmt.<sup>32</sup>

## Literatur

„Arbeitspapier Standortneuordnung der Universität Frankfurt Ausbau und Verlagerungsabfolge Campus Westend“ vom 23. 6. 2003.

„Arbeitspapier Standortneuordnung der Universität Frankfurt Ausbau und Verlagerungsabfolge Campus Westend“ vom 3. 7. 2003.

Austin, John Langshaw: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart 1975.

Carroll, Lewis: Alice hinter den Spiegeln. Frankfurt/M. 1974.

Carroll, Lewis: Through the Looking Glass. London 1984

---

<sup>31</sup> „Die autonome Wissenschaft muß sich also erdreisten, von der gesellschaftlichen Praxis genau dafür alimentiert zu werden, daß sie vor allem damit beschäftigt ist, ohne praktische Not die der Praxis lieb gewordenen Überzeugungen in die Krise der Fraglichkeit und des Zweifels zu bringen, also müßige Fragen zu stellen (Oevermann2003 S. 16).“

<sup>32</sup> Winfried Pauleit kommt zu einem ähnlichen Schluss. Er schreibt: „Im Januar 2000 stellt sich der Jurist Rudolf Steinberg zur Wahl um das Präsidentenamt der Gothe-Universität (Frankfurt am Main). In seiner Wahlrede (19. Januar 2000) präsentiert er sich als engagierter Moderator zwischen den Polen Wirtschaftsinnovation und Universitätstradition. Zur energischen Förderung von Innovation verspricht Steinberg im Rahmen von `acht Thesen` den Abbau von bürokratischer Reglementierung und stützt sich dazu ausdrücklich auf `die Kraft der Freiheit, die die kreativen Kräfte des Menschen zur Entfaltung bringt`, wobei er mit diesem Satz den Ministerpräsidenten des Landes zitiert. Diese Geste ist insofern delikate, als daß sich ein angehender Universitätspräsident im Namen eines `Landesfürsten` auf die Kraft der Freiheit beruft und zudem auf *die* Freiheit, die unmittelbar etwas freisetzt (und die nicht als solche von einer Praxis des Fragens und Denkens von den Menschen erst hervorgebracht wird (Pauleit o.J. S. 17). Die von Pauleit angegebene Rede von Steinberg <http://www.uni-frankfurt.de/presse/infos/001025a.html> ist offenbar gelöscht worden.

Cremer-Schäfer, Helga: Stellungnahme des Dekanats des Fachbereiches Erziehungswissenschaften zu den Optionen für mögliche Verlagerungsszenarien zum Ausbau Campus Westend vom 15.7.2003.

Duden, Band 1. Mannheim/Zürich/Wien 1980

Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt/M 2001.

Frankenberg, Peter: Wissenschaft, Wirtschaft, Wettbewerb – Leitlinien der baden-württembergischen Hochschulpolitik. Rede anlässlich des Vortrags bei der Industrie- und Handelskammer Nordschwarzwald am 30. Juni 2003 in Pforzheim.

Göhlich, Michael: Performative Äußerungen. John L. Austins Begriff als Instrument erziehungswissenschaftlicher Forschung. In: Christoph Wulf/Michael Göhlich/Jörg Zirfas (Hg.): Grundlagen des Performativen. Einführung in den Zusammenhang von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim und München 2001.

Häußling, Ansgar: Diesseits von Sache(n) und Sprache(n). Versuche, die Sache(n) zur Sprache zu bringen. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Zum Verhältnis von Sache und Sprache im Sachunterricht“, Frankfurt am Main 2003, M.S.

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Hrsg.: Das Präsidium der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Frankfurt/M 2003

Klemperer, Victor: „LTI“ Die unbewältigte Sprache. München 1969

Krieger, David J./Belliger, Andrea: Einführung. In: A. Belliger/D. Krieger (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden 2003<sup>2</sup>, S. 7-36.

Morin, Edgar: Die sieben Fundamente des Wissens für eine Erziehung der Zukunft. Hamburg 2001.

Oevermann, Ulrich: „Wissenschaft als Beruf“. Langfassung des Einführungsvortrags auf einem Symposium der Studienstiftung des Deutschen Volkes und der Hochschulrektorenkonferenz in Bonn am 31. 1. 2003.

Pauleit, Winfried: Die Universitäten – zwischen Ökonomisierung und Unbedingtheit. In: Ästhetik & Kommunikation, Heft 120:Holzweg Bildung, 34. Jg., Berlin Frühjahr 2003.

Orwell, George: Nineteen eighty-four. Harmondsworth 1964

Rauschenbach, Thomas/Krüger, Heinz-Hermann: Diplomierte in die Zukunft? In: Erziehungswissenschaft, Heft 27, 14. Jahrgang 2003, S. 23-30.

Schmitz, Hermann: Die sprachliche Verarbeitung der Welt. In: Schmitz,Hermann/Gabriele Marx/Andrea Moldzio: Begriffene Erfahrung. Beiträge zur antireduktionistischen Phänomenologie. Kiel 2002, S. 44-53.

Tatort: Wort, hrsg. V. Klaus Blanc. München 1983

Trabant, Jürgen: Zeichen des Menschen. Elemente der Semiotik. Frankfurt/M. 1989.

Watzlawick, Paul: Anleitung zum Unglücklichsein. München/Zürich 1983.

Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus, Werkausgabe Band 1 Frankfurt/M 1984.

Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe, Band 1 Frankfurt/M 1984

[www.president.harvard.edu/](http://www.president.harvard.edu/)